

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

226 (30.9.1925) Die Mußestunde

das Hirn gekürrt wie mir in jenem Augenblick. Wie es ihnen eingeschärft war, hielten meine Begleiter ihre Gewehre schußbereit, aber gaben noch nicht Feuer. Sie hatten bei ihrer Ausbildung gelernt, daß sie erst dann schießen durften, wenn ein Weiber den Befehl dazu gab oder wenn ihr Leben so gut wie verwirrt war. Schon zu oft hatten die Wilden im letzten Augenblick ihren Mut verloren und waren geflohen, als daß man es hätte wagen dürfen, sie durch ein paar Kugeln zu töten.

Warum wir nicht schon längst über den Hüften gerannt waren, verstand ich nicht. Dies schrittweise Vorrücken auf uns zu stimmte so gar nicht zu der Kriegerführung im Busch, wie sie mir vorschwebte, wo alles auf einen schnellen, ungeführten Ansturm eingekalkülert ist. Warum nur? Warum?

Wie ein Blitz durchdrangte mich die Antwort auf diese Frage und die Lösung des Rätsels, bei dem drei Menschenleben auf dem Spiel standen.

Ich ließ den Revolver fallen und riß den dreifreimigen Hut vom Kopf, sah die mein Hemd am Halsbund und streifte es ab. Dann schritt ich auf die Wilden zu. Sollte ich recht, oder sollte ich meine Tollkühnheit mit dem Leben büßen?

So lange etwa, wie eine Uhr braucht, um ein halb Dutzendmal zu ticken, standen wir da und starrten einander an, die nackten Wilden und ich. Dann wurden sie sichtlich verstört, ihre Reiben begannen zu schwanken, sie schöpften tief Atem, einer stieß ein langgezogenes „U-i-i-i“ aus, und dann stürmten sie davon. Sie sausten in wilder Flucht den Pfad entlang, brachen sich Bahn durch das Gestrüpp, stolperten über Wurzeln, Steine und Ranten, schrien laut und stießen sich gegenseitig fort, um nur rasch von dem Ort loszukommen.

Meine Voraussetzung war richtig gewesen. Sie hatten nie zuvor einer Weiber erblickt, und als ich nun, bis zur Hüfte entkleidet, da stand und die Sonnenstrahlen meinen Leib übergoßen, waren sie bis ins Mark erschrocken!

Als Humpries und seine Leute herbeigerannt kamen, war ich zu Boden gesunken. Eine Art Ohnmacht war der Rückschlag der aufregenden Augenblicke, wo unser Leben an einem Fädchen hing. Meine Kollisisten aber erfüllten das Dicht mit ihrem Gelächter über die fliehenden Wilden.

Eine Ferienfahrt durch Mussolinis Herrschaftsgebiet.

Von Schir-Karlsruhe.

Rasch und tauchend roß der Schnellzug durch die laue Spätsommernacht. Sich selbst genügend und der unerbittlichen Raubheit des Alltags entfliehend, huschen nur allzu schnell an einem sonnendurchfluteten Morgen alte schweizerische Dörfer und wie gute Kameraden freundlich grühende Städte vorüber. Ausgedehnte Wälder, blühende Wiesen, rauschende Bäche, endlose Reihen Weiden an dem Gestade reizvoller Seen, wuschige, schroffe Gebirgsmassive mit bizarren, gigantischen Gesteinsbildungen sind die Eigenheit eindrucksvoller landschaftlicher Ausblicke, die das herrliche, jetzt sehr stark besuchte Schweizland darbieten. Der unaufhörlich klingenden Melodie des Betrachtens und Schauens sich hingebend, war über Basel, Bern, Thun, Spiez bald die italienische Grenzstation Domodossola erreicht.

Stetten, das Land der vielseitigsten Schönheiten und der zahlreichsten Spuren großer untergegangener Geschlechter — Griechen und Römer —, sollte mir in unbekümmertem Genießen Erholung geben. Neues, ungewohntes Leben seufzt ganz und gar! Die höflichen, schön gewachsenen Beamten, Soldaten, Polizisten, alle schmunzelnd, sauber, adrett, das Aufsuchen der schiffstigen Anbänger in ihrer eigenartigen Tracht, die fremde Sprache, das völlig umgewandelte landschaftliche Bild liehen schnell die Zeit vergehen und schon donnerte der Zug in die Bahnhofhalle von Mailand. Erste Station!

Wie wirds gehen?, war die Frage, die ich mir selbst stellte. Wie werde ich ohne genügende Sprachkenntnisse und Kenntnis des Landes und Volkes schadlos durchkommen? Ein bißchen Glück muß halt der Mensch haben! Innerhalb ganz kurzer Zeit hatte ich nicht nur gute Unterkunft, sondern sogar einen Bekannten gefunden, der mir in ausserordentlichster Weise unschätzbare Dienste leistete. Ich lernte durch ihn nicht nur Mailand, die größte Stadt Italiens, kennen, sondern stafferte mich auch mit den notwendigen Kenntnissen aus, die mich später manche Klippe gefahrlos überwinden ließen. Die eigenartigen, niedrigen Bauformen der Häuser, die sen-

gende Glut der Sonne, die angenehme Kühlung im Zimmer, die farbenkräftige, natürlich glänzende Kleidung der Italienerinnen, das Zerumftsein und Stehen so vieler nichtswürdiger, natürlicher Schönheit demonstrierender Italiener, die ungewohnte Zusammenstellung der reichlichen und preiswerten Mahlzeiten, die Höflichkeit der Menschen an und für sich, das lebhaft überlante Treiben in der abendlichen, erquickenden Kühlung wirkten im ersten Ansturm auf Auge und Gemüt läuternd. Bei einem für deutschen Gaumen nicht besonders wohl-schmeckend präparierten „Americano“ im Spatenbräu stellte sich Herr Wengen, mein italienischer Bekannter, mir völlig uneigennützig für die Zeit meines Aufenthaltes zur Verfügung.

Mitten in der Nacht fand ich, daß man in Stetten Federbetten und Kissen scheinbar nicht kennt. Den barten Pflüß, der als Kopunterlage diente, quartierte ich aus, stellte aus eigenen Mitteln ein Kopfpolster her, und siehe da, jetzt war mir ein ruhiger, schmerzloser Schlaf geschenkt. Nebenbei bemerkt, konnte ich einige Tage darauf trotzdem auf diesen barten Kopfpolstern glänzend schlafen. Gemohnheit scheint auch hier alles zu sein.

Wie von einem Aulerbäder gebaut, ragt dominiert mit seinen Türmen, Türmchen und Marmorverzierungen aus dem sonst gleichförmigen Stadtbild der Dom, der im fahlen Sonnenlicht ein riesiges blühendes und blühendes Monument ist. Leider läßt das mystische Halbversteck im Innern eine eingehende Betrachtung der angelegentlich kunstwertes fast nicht zu. In schwindelnder Höhe, auf der höchsten zu erkletternden Spitze erhebt den Blick ein ausgebeutetes Stadtbild. Der Friedhof, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, verleiht den auswärtigen Besucher in sprachloses Erstaunen und grenzenlose Bewunderung. Schon die riesige Eingangspforte läßt großes ahnen. Ueber unseren Friedhöfen, mit den bescheidenen Denkmälern, den zierlichen Eiertreuzen und deren Holztafeln, liegt ein milder Hauch von Anacht und Wehmut, der trüber Stimmung Raum gibt. Was uns aber dort besonders eindrucksvoll ins Bewußtsein tritt, ist weniger der Zauber des Verfallenen als die vollendete künstlerische Gestaltung, die hier die Stätten des Todes verkörpert, für offene Herzen und Augen ein kaum beruhigender Trost, der tiefenriefen, ideen- und stimmungreichen Denkmälern anhaftet. Höchste Geistigkeit in lebensnaher und lebendiger Ausdrucksform offenbaren diese Werke schöpferisch produktiver Künstler. Trotzdem scheint dieser Totenkultus doch etwas übertrieben. Millionen werden hierfür ausgegeben.

Immer neue, ungewohnte Bilder läßt die fruchtbare lombardische Tiefebene erschauen. Bald zeichnen sich in der Ferne die scharfen Umrisse von Dörfern und Städten, staubigen Landstraßen, einzelnen gleichförmigen Häusern, ab, bald läßt sich ein gewaltige Staubwolken aufwirbelndes Auto erblicken. Alles von erdarmungslos stehenden Sonnenstrahlen beschienen. Kein Wälzchen am Himmel! An jedem Bahnhof wird aber „Gelati“ (Eis) zur Erfrischung des Reisenden feilgeboten.

In Genua, am Bahnhof, war ich einem Ueberfall durch Gewandträger und Hotelportiers ausgesetzt. Mit der Zeit weiß man sich auch hier Rat. Einige nicht mißanerkennende Broten italienisch, von der nötigen Geste begleitet, sind von Vorteil. Das Auge, der ganze Mensch hat hier genügend Arbeit, um das wechselvolle Leben einer südlichen Hafenstadt auszusagen. Da sitzen in abendlicher Kühlung bei guten Tropfen Weines, sich laut und lebhaft unterhaltend die typischen halbnahten Gestalten mustulöser Hafenarbeiter, dort schaut man in natürlicher Eleganz sich bewegend, höchst nobel gekleidete, dunkeläugige, schöne Italienerinnen, hier erzieht sich ein Menschenstrom luftwandelnd durch schmale, holprige Gassen und Gäßchen, alles eingetaucht in die brechenden Strahlen der untergehenden Sonne. Im Hafen wechelt der kleine Fischerboot mit dem Boot, das unter der Last der Südrüchthe zusammenzubrechen droht; da schneiden kleine, stinte Dampfpinassen die hochschäumenden Fluten, riesige Garben von Masten stehen in den Himmel, ein fahnengehmücker Dampfer taucht in die Weite des Meeres, weiße Segler freusen gegen den Wind, Liebespaare ruderten dem Hafenufer zu. Neben dem Kolumbus-Denkmal und der Stadt an und für sich, ist ein Besuch des weltberühmten „Campo Santo“ wohl mit das Lohnendste, denn man hat hier die Eigenart des terrassenförmigen Aufbaues der Hafenstadt mit ihrem großen, von ungeschälten großen und kleinen Schiffen reißvoll bevölkerten Hafen vor sich. Und hat auch kurze Zeit Ruhe vor dem lärmenden, mit gewaltigen Stimmumfang und lebhaften Handbewegungen ihre Verkaufsgeschäfte anbietenden Italienern, ist bereit von dem lebenden Ton „D signore!“ der bettelnden Menschen.

Nach einem Sonntag und eine laue Nacht am Meer, wo Nähe und Ferne ewige Weiterkeit zu strahlen scheinen, man sieht sich satt!

II. Nun tönt wieder der monotone Gesang des raselnden Zuges. Mich mit aufällig deutsch sprechenden Fabrikanten unterhaltend, zeitweise Erlebtem nachhängend und Kommendem entgegengehend, eile ich Rom entgegen. Kapallo, die Stadt des deutsch-russischen Wirtschaftsaustommens, ist passiert, und weiter geht es nach Pisa, mit dem berühmten schiefen Turm. Von Florenz aus, wo die große Galerie mit auserlesenen Kunstwerken reich ausgestattet ist, näherte ich mich in ununterbrochener Fahrt Rom, der ewigen Stadt. Die von der Sonne verjagte, mit kümmerlichem Nachstum ausgefärbte tellerflache Ebene erfüllte das Auge mit Bildern, die auf tauchten, verschwand und einander ähnelten wie ein Ei dem anderen. Die aufwirbelnden Staubmassen legen sich wie ein feiner Nebelschleier über das landschaftliche Bild. Mehr und mehr senkt sich der Feuerball der Sonne, milchig-violett erahle die Himmel, um dann in nuanenreichem Schimmern langsam in Dämmerung überzugeben.

Nach Mitternacht war ich in Rom. Die ewige Stadt. Die Sehnsucht ungeschätzter Menschen, der Sitz der Macht der römisch-katholischen Kirche, eine Alterszone von unerhörter kulturhistorischer Bedeutung. Die weiß viel zu erzählen von Eroberungen, Niederlagen, Kämpfen nach innen und außen, Religionsstreitigkeiten und anderen mehr. Hier wohnten in früheren Zeiten die Führer des Weltgeschehens, die Triebkräfte, die einstens die Welt beherrschten.

Moderne, internationales Leben drückt dieser Zusammenballung und dem Zueinandererzovernehmen von moderner Baukunst, alten, festgefärbten Gebäuden und Ruinen ganz früherer Bauepochen den Stempel auf. Überall Kirchen, Gärten, Paläste, Anlagen, Terrassen. An den Ecken der Peterskirche, des Kapitans, des Monumentes „Vittor Emanuel“, ein riesiger Säulenbau in Rosenform, brechen sich die Strahlen der Sonne. Wo man hinsieht, neue Kluge und Sinn fesselnde Bilder! Einen unanschaulichen Eindruck vermittelt diese Stadt mit ihrem in Jahrtausenden erarbeiteten Weltgesche. Abends zwischen 8 und 10 Uhr laumandeln die Menschen auf den schönen, breiten Straßen. Modernes Großstadtleben mit dem besaunlichen, die ungewohnte Anbahnung kirchlicher Kunstschätze lassen durch ihre Vielheit, Größe und ihren Wert den Atem flogen. Die Beschäftigung der Peterskirche, des Kapitans, der Sixtinischen Kapelle, der Missionarsausstellung, des Forum Romanum und des Colosseums — heulische Reize vergangener großer Zeiten — lassen unaussprechliche Eindrücke zurück. Nach Mitternacht serriert in den schlafenden Straßen das sich langsam verflüchtende jüdische Leben. — Neugierigen Interesse entpörans mein Besuch einer Katakomben in der Nähe Roms.

Karneel. Unwillkürlich muß man gleich an den Vesuv und an Pompei denken. Kitzend stand die heiße Luft in den lärmenden, schmutzigen Straßen. Träge floß das Leben dahin. Eleganz und Wohlstand, Armut und eine gewisse angenehme Zufriedenheit der Menschen drüden dem wechselvollen Leben auf den ganz ungenügend gepflegten Straßen ihr Kennzeichen auf. Schmutz, Schmutz, ob auf der Straße, bei den Einheimischen, im italienischen Hotel, ganz gleich, ist das typischste Zeichen dieser Stadt. Die Gebäude machen zum Teil einen sehr baufälligen Eindruck. Zwischen den Autos bewegen sich ungeschätzliche Pferdewagen, die beste und sicherste Fahrgelegenheit für Fremde.

Trotz größter Hitze wagte ich den romantischen Ritt auf den Vesuv. 4 Stunden zu Pferd! Am Ziel bis zur Unkenntlichkeit von aufgewirbeltem Staub beschmutzt. Unbeschreiblich, als Großstädter auf einem anbauend galoppierenden Pferde, den Hut wegen der Sonne tief ins Gesicht gezogen, den herrlichen Anblick Neapels, seines Hafens, der Inal Carri, des unendlichen Meeres in vollen Zügen genießend. Klar und deutlich zeichneten sich die Konturen eines Bildes ab, an dem man sich nicht satt leben kann.

In fast eintägiger Fahrt erreichte ich über Rom, Florenz, Bologna, Padua die reizvolle Wasserstraßenstadt Venedig. Markusplatz und Rido waren die ersten Stunden gewidmet. In einer der Gondeln sitzend, träumte ich bei gleichmäßigem Ruderschlag in den stündlichen Abend hinein. Weiße zitterten über das glühende und gurgelnde Wasser die Töne einer hellen Stimme mit Klavierbegleitung. —

Auf der Heimfahrt über den Brenner kommend, weite ich noch einige Tage in dem reizenden Innsbruck und seinem nahegelegenen Gebirge. Hier fand ein verobredetes Stelldichein mit Freunden aus Karlsruhe statt. Eine Kletterpartie in den Stubai-Alpen war unter gemeinames Ziel. Aber, o Schreck! Den einen der beiden Touristen gelang wohl die Partie, aber nicht die Kletterei! Die Anziehungskraft der Ebene war für die rund 2 Zentner Lebendgewicht stärker als die Anziehungskraft des hohen Berges. Er baute ab. Ja, ja, mit der Feder läßt sich leicht über Berg und Tal schreiben; in der Praxis ist aber so ein kaktier Gesteinskloß allerhand hoch! Der herrliche Ausblick auf die von Nebel sich langsam betreibenden Berggipfel, Schneefelder und Gletscher entschädigten reichlich für das ungeschickte Klettervergnügen. (Der Kaiserjägermarsch zum Abendessen war aber auch nicht übel. Der „andere“ Bergsteiger!!!)

München, das Deutsche Museum, die Verkehrserschließung, in meinem Geiste noch in frischster Erinnerung, erblide ich hoch in der Luft, im Flugzug sitzend, in weiter Ferne das bekannte Bild des Turmbergs, der Pragerstadt Karlsruhe. Immer näher kommt die Erde. Letzte zitternd Karlsruhe. Solpend rattert er über den Rücken des Harzwaldes. Solpend rattert er über den Flugplatz. Am Ausgangspunkt meiner Reise wieder angelangt. Vorbei die schöne, unvergessliche Zeit!

Erfrüllt und beglückt von den gesammelten Eindrücken geht man lebensfreudiger und stichtiger der neuen Arbeitsstut entgegen. Die Punktzeit der ansonsten Tage, ihre Schönheit und ihr freudvolles Erleben werden nicht wie Nebel langsam zerfließen, sondern in dauernder Erinnerung bleiben.

Der Tanz in der Sahara

Von Heinz Diesmann.

Ueber die Sahara heult der Samum, der glühende Wüstenwind. Der Scheich Akbar ib Said sagt über die Ebene, sein Kamel schreit, lauter als der Sturm, der von ferne naht; der Geister spritz beiden aus dem Munde. Der Mann schält sinnlos mit den Händen auf das schreiende Tier; das Kamel rennt, rennt, stolpert, stürzt, der Mann im hohen Bogen über das Tier in den Sand, etwas Weiches, Kleines liegt mit — Der Mann reißt sich noch einmal in die Höhe; da steht er, wie eine riesige, am Himmel gierende gelbe Wand den Samum vor, neben, über sich, es donnert und schlägt, reißt ihn nieder, läßt ihn erscheidend aurgeln, vorde.

Nach einer halben Stunde scheint die Sonne wie stets auf das endlose totenfille Sandmeer. Unter dem Sande ruben Mann und Kamel. Alles ist leer. Alles? Da regt sich ein weißer Fleck, ein weißes Tuch, ein weißes Kleid um einen schmalen, braunen, jungen Körper.

Das ist ein Mädchen aus einem Araberstamm im Norden. Sie hat keine Eltern; man weiß noch nicht einmal ihren Namen und nannte sie „Pilota“, die „Schmächtige“; man brauchte sie zum Flechten der Matten und zum Wasser-schöpfen. Eines Tages kam der Scheich Akbar ib Said mit seinem Stamm aus dem Süden. Es begann ein furchtbarer Kampf um die Oase an den „sechs Datteloakmen“. Schließlich zog Akbar ib Said weiter, verlor aber als Friedens-stand die kleine Pilota, und man gab sie ihm, froh, des stärkeren Gegners ledig zu sein.

Der wilde Scheich Akbar ib Said nahm Pilota vor sich auf sein Kamel; zwölf Tage lang ritten sie und noch hatte er kein Wort zu ihr gesprochen. Dann trennte er sich eines Abends von seinem Stamm und ritt ein Stück in die Wüste. Als er seine Kameraden nicht mehr sehen konnte, flohen sie ab, und der Scheich Akbar ib Said zwang das Mädchen, vor ihm im glühenden Wüstenlande den „Tanz an die Sonne“ zu tanzen. Da tanzte die kleine braune Pilota mit bloßen Füßen und Armen den „Tanz an die Sonne“ und löste ihre schwarzen Haare, und die Swange ihres Kleides flirrte im Rhythmus der Bewegung. Sie vergaß den Mann und ihre Not, sie tanzte nur inbrünstig und schön und dachte an nichts als an die Oase an den „6 Datteloakmen“. Er aber alöste auf sie und sein Atem ging schwer.

Und plötzlich hebt sie die Augen und sieht ihn und lächelt und hebt weiter die Augen und sieht eine kleine gelbe Wolke am Horizont und weiß: Das ist der Samum, der glühende Wind der Wüste, der alles erschlägt und gleich begräbt, und schreit wieder.

Da sieht der Scheich Akbar ib Said die Wolke auch; er wird bleich, stürzt zu dem Kamel, wirft die kleine Pilota auf den Hals des Tieres, springt ihm auf den Rücken und —